

Irma Joubert

Und über uns die Sterne


francke

1. Kapitel



Eines Sonntags erklärt Kate am Mittagstisch: „Daddy, Mama, mit dem theoretischen Teil meiner Arbeit bin ich nun fertig – jedenfalls habe ich alles aufgeschrieben, was ich in diesem Stadium zu Papier bringen kann. Nun ist es an der Zeit, dass ich mit den Feldforschungen beginne.“

Auf diesen Augenblick hat sie sich gut vorbereitet und sagt ihr Verslein mit so viel Nachdruck wie möglich auf. Jetzt wartet sie auf die Reaktionen ihrer Familie.

Susan Woodroffe ist eine hübsche Frau um die fünfzig – ja sie ist von einer geradezu blendenden Schönheit. Sie ist schlank und zwischen ihren goldblonden Locken sind nur vereinzelte silbrig schimmernde Strähnen zu entdecken. Während sie ihre Tochter anschaut, werden ihre blauen Augen noch größer. Dann richtet sie ihren Blick auf ihren Mann, der am Kopfende der langen, edlen Holztafel sitzt.

Kate gegenüber haben Peter und Diana mit ihrem ältesten Töchterchen Platz genommen – in einem anderen Raum kümmert sich das Kindermädchen um das Baby der Familie. Peter ist seiner Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten. In seinen blauen Augen kann Kate Verzweiflung erkennen. Nur zu gut weiß sie, was er von ihren Plänen hält, und sie ahnt auch, dass er sie gleich nach dem Essen zur Rede stellen wird. Sie ist jedoch ebenso sicher, dass er diesen Streit auf keinen Fall gewinnen wird – schließlich weiß sie ganz genau, wie sie mit ihrem älteren Bruder umgehen muss.

Diana tut so, als hätte sie nichts gehört, sie ist zu sehr damit beschäftigt, das Gemüse für Britney in kleine Häppchen zu schneiden und sie zu füttern.

Direkt neben Kate sitzt Duncan. Zu ihm schaut sie lieber nicht.

Denn wenn sie ihm in die Augen sähe, würde das Ganze noch schwieriger werden, als es ohnehin schon ist.

John Woodroffe blickt als Letzter auf. Erst als er seinen Bissen zu Ende gekaut und sich sorgfältig die Mundwinkel mit seiner Serviette abgewischt hat, sieht er schließlich Kate geradewegs an. Seine dicken, grauen Haare glänzen im Sonnenlicht, das durchs Fenster fällt. An seinen dunklen Augen, die sie durch Brillengläser hindurch ansehen, lässt sich nichts ablesen. Er fragt einfach nur: „So?“

So viel hat Kate schon gelernt: Schweigen ist jetzt die schärfste Waffe. Schließlich hat sie auch schon alles gesagt, was sie sagen wollte.

Peter ist der Erste, der das Wort ergreift. „Jetzt ist nicht der beste Zeitpunkt für so etwas“, erwidert er geduldig. „Wir haben auch so schon genug Schwierigkeiten.“

„Mit dem Bergwerk?“, fragt Susan bekümmert. Nun schaut sogar Diana auf.

„Es ist nichts wirklich Ernstes“, winkt John ab. „Nur die üblichen Lohnforderungen der Arbeiter.“

„Aber verstehen die denn nicht, dass wir im Jahr 1932 leben, mitten in der Weltwirtschaftskrise?“, entgegnet Susan.

„Wenn es nach ihnen geht, ist das nur unser Problem“, antwortet Peter. „Es sind vor allem die weißen Minenarbeiter, die uns Schwierigkeiten bereiten. Und aufgrund von Hertzogs sinnlosen Gesetzen zur Arbeitsbeschaffung haben sie ihre Arbeitsplätze sicher.“

„Sie verdienen beinahe doppelt so viel wie die anderen Arbeiter“, mischt sich Duncan ins Gespräch. „Wenn Hertzog nicht endlich den Goldstandard fallen lässt ...“

Durch das Fenster betrachtet Kate den grünen, schattigen Garten ihrer Mutter. Das Wasser im Schwimmbecken glitzert, der Tennisplatz im kühlen Schatten der Bäume ist sauber gefegt. Auch in diesem Gespräch geht es wieder nur um Politik, denkt sie, während ihr Anliegen wie ein Lufthauch aus dem Fenster verweht.

„Die Arbeiter fordern doch nur deswegen höhere Löhne, weil sie Hunger haben“, wirft sie ein.

Erstaunt sehen die drei Männer sie an.

„Hunger haben sie doch nur deswegen, weil sie das Geld, das sie verdienen, gleich wieder auf den Kopf hauen“, erwidert Duncan ruhig. „Schau dir mal an, wie sie leben: Jeden Freitagabend lassen sie

sich volllaufen, den ganzen Samstag über haben sie nichts Besseres zu tun, als um Geld zu würfeln, und dann ist eben am Montag kein Essen mehr im Haus.“

„Genau das ist es, was ich gern herausfinden möchte!“, versucht Kate wieder den Faden vom Anfang des Gesprächs aufzunehmen.

„Du brauchst doch nur den Bericht der Carnegie-Kommission zu lesen, Kate“, entgegnet ihr Peter. Immer noch redet er so mit ihr, als wäre sie seine kleine Schwester, auf die er aufpassen müsse. „Die haben schließlich die Lage genau untersucht.“

„Aber nach den Ursachen, warum die Leute arme Weiße geworden sind, haben sie nicht geforscht. Und sie haben sich auch nicht für Lösungsmöglichkeiten interessiert“, spielt sie ihren Trumpf aus. „Die Kommission hat sicher gute Arbeit geleistet. Aber sie hat sich nicht mit den Problemen beschäftigt, die mich interessieren.“

„Was interessiert dich denn, Kate?“, will Duncan wissen. Er hat so eine ruhige Stimme, schön und tief. Jetzt muss sie sich schließlich doch zu ihm hindrehen und ihn ansehen.

Alles an Duncan ist tadellos. Seine dunklen Haare sind tadellos nach hinten gekämmt, sein Schnauzer ist tadellos gestutzt. Und darüber hinaus spricht er ein tadelloses Oxfordenglisch. Durch seine runde Brille mit Schildpattrahmen betrachten seine dunklen Augen sie ruhig. Doch sie sieht auch, dass er bekümmert ist. Sie hat gehaut, dass ihre Ankündigung ihm Kummer bereiten würde.

„In meiner Arbeit geht es um die Frage, warum es armen Menschen nicht gelingt, aus der Kultur der Armut auszubrechen“, erläutert sie zum so-und-so-vielten Mal. „Und das kann ich nur herausfinden, wenn ich mit den Betroffenen selbst rede, auf der untersten Ebene.“

„Du weißt ja gar nicht, worauf du dich da einlässt“, wirft Peter ein. „Das sind ganz andere Menschen als wir, Kate.“

„Nein Peter, das sind Menschen wie du und ich auch“, widerspricht ihm Kate kurz angebunden. „Ob du das nun wahrhaben willst oder nicht: Du bist genauso viel Afrikaner wie Engländer.“ Beim letzten Satz ist sie ins Afrikaans gerutscht.

„Ich verstehe nicht, was du damit andeuten willst“, erwidert Peter.

„Ich glaube, wir sollten unser Gespräch ein andermal fortsetzen“, sagt Kates Mutter in ihrer sanften, festen Weise. „Das schlägt einem

sonst auf die Verdauung.“ Sie schaut Kate direkt an und spricht ebenfalls Afrikaans – was bedeutet, dass ihre Bemerkung vertraulich bleiben soll. Duncan hat mit Sicherheit kein Wort davon verstanden, Kate vermutet allerdings, dass ihr Vater nach all den Jahren sehr viel mehr Afrikaans versteht, als er sich anmerken lässt.

Freundlich lächelt Susan die Gesichter, die um den Tisch herum sitzen, an und läutet mit dem Kristallglöckchen. „Du kannst jetzt den Nachtsch auftragen, danke, Elias“, fordert sie auf Englisch den schwarzen Mann in der blütenweißen Livree auf.

Schweigend nimmt Kate ihr Dessert zu sich, doch um sie herum gehen die Gespräche ungehindert weiter. Schließlich sagt John Woodroffe: „Das war wunderbar, danke, meine Liebe. Können die Damen uns entschuldigen, wir würden uns gern zurückziehen, um eine Zigarre zu rauchen?“ Dabei verneigt er sich elegant in Richtung seiner schönen Frau.

Mein Vater ist unglaublich charmant und gut aussehend, denkt Kate – obwohl er schon über sechzig ist. Kein Wunder, dass meine Mutter vor mehr als dreißig Jahren ihr Herz an diesen Engländer verloren hat.

Draußen scheint die Sonne herrlich warm – es ist der erste warme Tag in dieser Jahreszeit. Allein schon deshalb, weil Kate weiß, dass die Kälte wieder zurückkehren wird, will sie die Sonnenstrahlen genießen.

Sie wendet sich Britney zu: „Kommst du mit mir schwimmen?“, fragt sie.

Das kleine Mädchen springt auf. „*Yes, yes!*“, ruft es fröhlich und rennt die Treppe hinauf, damit ihr das Kindermädchen den Badeanzug anziehen kann.

Bald schließen sich ihnen auch Peter und Diana an, Duncan bespricht wahrscheinlich noch etwas mit ihrem Vater. Die Augustsonne scheint zwar schon hell, das Wasser ist allerdings noch bitterkalt. Kate klettert aus dem Schwimmbecken heraus und trocknet sich Arme und Beine ab. Obwohl der Sommer noch nicht einmal richtig begonnen hat, ist ihre Haut schon goldbraun – das hat sie von ihrem Vater geerbt. Ihr Handtuch breitet sie auf dem Gras in der Sonne aus. Dann legt sie sich auf den Bauch, ihre langen, dunklen Haare kleben ihr auf dem Rücken. Sie spürt, wie ihr die Sonne angenehm auf die langen Beine brennt, die Schläfrigkeit des Sonntag-

nachmittags übermannt sie. Jetzt wird bald das Kreuzverhör losgehen, denkt sie noch, bevor sie von der Dämmerung umhüllt wird.

Nach einer Weile merkt sie, dass Duncan neben ihr sitzt. „Bist du eingeschlafen?“, fragt er sie.

Energisch schüttelt sie den Kopf. „Nun, ein bisschen schon“, lächelt sie ihn an.

„Schade. Ich muss jetzt gehen, Kate, aber ich hole dich heute Abend ab. So gegen sieben Uhr?“

Sie nickt. „Das passt gut. Wohin gehen wir?“

„Egal. Ich möchte nur reden“, antwortet er und steht auf.

Sie schaut ihm hinterher, während er über den saftig grünen Rasen geht. Seine Schultern sind straff und gerade, sein maßgeschneiderter Anzug schmiegt sich haargenau um seinen Oberkörper. Was fehlt mir nur?, wundert sie sich. Jedes andere Mädchen in Johannesburg würde über Leichen gehen, um von Duncan Stafford einen Antrag zu bekommen: Cambridge-Diplom, Finanzchef in einem der größten Bergbauunternehmen in der Stadt, galanter Begleiter bei jeder Gelegenheit. Und dazu noch der beste Freund ihres Bruders, und das schon seit ihrer Schulzeit im Michaelhouse und über die Studentenzeit hinweg, obwohl jeder von beiden etwas anderes studiert hat. Und ein Vertrauter ihres Vaters. Es ist kein Geheimnis, dass Duncan und Peter dabei sind, *Rand Consolidated*, den Betrieb von John Woodroffe, zu übernehmen, und dass ihr Vater darüber nachdenkt, sich aus dem Unternehmen zurückzuziehen.

Doch trotzdem kommt es ihr so vor, als wäre da so etwas wie ein Stock in den Speichen. Und sie weiß noch nicht einmal, warum.

Peter lässt sich neben sie ins Gras fallen. Dass das kein Zufall ist, weiß sie. Er will auch „nur reden“.

„Und, alles klar? Hat Duncan dich geweckt?“

„Hmm. Macht aber nichts, ich war nur ein bisschen schläfrig.“

Er trocknet sich die Arme ab. „Und du sagst, dass du mit dem praktischen Teil deiner Arbeit anfangen möchtest?“, fragt er beinahe beiläufig.

„Ja. ‚Feldforschungen‘ nennt man das.“

Peter reibt sich mit dem Handtuch über seine blonden Haare. „Warum denn, Kate?“

Sie sieht ihn überrascht an. „Weil ich sonst keinen Master bekomme. Außerdem interessiert es mich wirklich.“

„Du brauchst doch auch gar keinen Master, Schwesterherz. Du wirst doch in deinem ganzen Leben nicht arbeiten müssen. Und selbst wenn du für mildtätige Zwecke unter den Armen wirken willst, brauchst du keinen Master.“

„Woher weißt du denn, dass ich nie arbeiten werde, Peter?“ Sie ist selbst überrascht, dass sie so etwas sagt. In den Kreisen, in denen sie verkehrt, arbeitet keine einzige Frau.

„Du lieber Himmel, Kate, du hast doch keine Ahnung, wie es da draußen zugeht. Du bist doch dein Leben lang wie ein Porzellanpüppchen in Watte gepackt worden, wie –“

„Das habe ich mir ja wohl nicht selbst ausgesucht!“ Sie ist kurz davor wütend zu werden, und das passiert ziemlich selten.

„Ich habe ja auch gar nicht gesagt, dass das deine Schuld ist. Ich habe nur eine Tatsache festgestellt, eine relevante Tatsache, die du bedenken solltest.“

„Das habe ich schon längst bedacht. Ich weiß genau, was ich tun muss.“

Er seufzt und fischt eine Cavalla-Zigarette aus der Hosentasche. Das Feuerzeug klickt, ein Flämmchen zuckt auf. Er nimmt zuerst einen tiefen Zug aus der Zigarette, dann lehnt er sich zurück und bläst Rauchringe in die Luft.

Kate wartet ab. Sie weiß, dass Peter nachdenkt – und sich eine neue Taktik überlegt.

„Kate, du bist doch schon einmal auf Studienreise gegangen und hast die Armut erforscht, oder?“

„Ja“, antwortet sie. Sie ahnt, wohin das führen wird. „Vor anderthalb Jahren zusammen mit Professor Williams und drei anderen Studenten. Nach Amerika.“

„Warum verwendest du nicht die Daten, die du da herausgefunden hast?“

„Aus verschiedenen Gründen. Erstens war das nicht Südafrika. Zweitens war das keine tiefgründige Untersuchung, sondern eher eine Besichtigungstour. Und drittens, und das ist das Wichtigste – wir haben uns damals nur auf die Ursachen und Lösungsmöglichkeiten konzentriert und überhaupt keinen Blick auf die Frage geworfen, warum arme Menschen nicht aus der Kultur der Armut ausbrechen. Aber vor allem darum soll es in meiner Arbeit gehen.“

„Du kannst ja deine Forschungsfrage verändern“, entgegnet ihr Bruder. „Du könntest doch zum Beispiel den Bericht der Carnegie-Kommission analysieren –“

„Ich will aber meine eigenen Untersuchungen anstellen“, fällt sie ihm ins Wort, „ich will nicht analysieren und abschreiben. Ich habe eine klare Entscheidung getroffen, Peter. Und es hat keinen Sinn, mich von etwas anderem überzeugen zu wollen. Hilf mir lieber dabei, meinen Entschluss in die Praxis umzusetzen. Bitte. Ja?“

„Na gut, Schwesterherz.“ Nachdenklich wirft er einen Blick nach vorn und sieht, wie seine junge Frau und sein Töchterchen im eiskalten Wasser planschen. „Du kannst ja mit Nellie reden, die kommt doch aus einer armen, weißen Familie. Sie kann dir sicher deine Fragen beantworten.“

„Nellie arbeitet schon so lange ich mich erinnern kann bei uns, sie hat sich doch längst an unseren Luxus gewöhnt.“

„Aber von Zeit zu Zeit geht sie doch immer noch nach Hause.“

„Peter, du weißt selbst, dass das keine Lösung wäre. Hilfst du mir jetzt, Daddy zu überzeugen, oder hilfst du mir nicht?“

Einen Wunsch hat Peter ihr noch nie ausschlagen können. Auch diesmal zuckt er mit den Schultern. „Jetzt ist das bei Daddy ein schlechter Augenblick. Und ich weiß auch nicht, was Mutter dazu sagen wird. Von Duncan ganz zu schweigen.“

„Ich weiß“, entgegnet sie. „Wir wollen heute Abend miteinander reden.“

„Irgendwann musst auch du mal von einem deiner Kollegen einen Rat annehmen“, sagt er, während er aufsteht.

„Ich weiß“, erwidert sie.

Am Abend steht Kate lange vor dem mannshohen Spiegel in ihrem Zimmer. Ihrer Mutter sieht sie kein bisschen ähnlich, eher schon ihrem Vater. Sie hat seine dunklen Augen geerbt, seine bräunliche Hautfarbe. Schminken muss sie sich nur selten, bei ihren natürlich roten Wangen, ihren dunklen Wimpern und Augenbrauen ist das überflüssig. Und auch die Körpergröße hat sie von ihrem Vater geerbt. In der Schule war sie immer eine der Größten in ihrer Klasse. Doch ihre Mutter hatte ihr von klein auf eines beigebracht: Sei stolz darauf, gehe aufrecht. Es ist schön, groß zu sein.

Sie wirft einen kritischen Blick auf ihre glänzenden, seidenwei-

chen Haare, die ihr bis weit über die Schultern gehen. Heute Abend wird sie sie zu einem losen Knoten am Hinterkopf zusammenstecken, beschließt sie. Dann zieht sie Seidenstrümpfe an und betrachtet sich mit einem Blick über die Schulter sorgfältig von hinten, um zu sehen, ob die Nähte alle sitzen. Schließlich zieht sie sich das einfache, schwarze Kleid über den Kopf, das an der Taille eng anliegt und dann in einer fließenden Linie bis an die Knöchel reicht. Ihren Hals schmückt sie mit einer Perlenkette. Jetzt nur noch die Schuhe – keine zu hohen Absätze, denn dann überragt sie Duncan. Eines Tages wird sie schon noch jemandem begegnen, der ...

Entschlossen schiebt sie den Gedanken beiseite. Eines Tages wird sie Duncan heiraten, das ist es, was sie tun will, schließlich erwarten das alle von ihr.

Nur jetzt noch nicht.

Zögernd wirft Nellie einen Blick um die Ecke. „Alles in Ordnung, Kate? Mister Duncan wartet im Wohnzimmer.“

Kate zieht sich ihre Handschuhe an, nimmt die Handtasche und die Stola und geht die breite Treppe hinunter. Dabei gleitet ihre linke Hand über das gedrechselte Geländer. Am unteren Ende der Treppe wendet sie sich nach rechts zum Wohnzimmer. Auf dem glänzenden Marmorboden klappern die Absätze ihrer Schuhe. Die schweren hölzernen Doppeltüren des Wohnzimmers stehen offen. Die Stehlampe taucht die Holzpaneelen an den Wänden, die ledernen Möbel und die Brokatgardinen, die Elias schon zugezogen hat, in ein weiches Licht. Eine spezielle Lampe über dem Kamin beleuchtet das neue Gemälde von Pierneef und zieht dadurch den Blick jedes Besuchers auf das Kunstwerk.

Im Wohnzimmer sitzen schon ihre Eltern und Duncan und warten auf sie. Vor jedem der Männer steht ein Glas Whiskey, Susan Woodroffe hat sich einen trockenen Martini eingießen lassen. Als Kate den Raum betritt, stehen ihr Vater und Duncan sofort auf. „Für dich einen trockenen Sherry, Kate?“, fragt John Woodroffe.

„Jetzt nicht, danke, Daddy“, antwortet Kate. „Ich hätte lieber ein Glas Wasser.“ Für meinen trockenen Mund, denkt sie – denn der heutige Abend wird nicht gerade einfach werden.

„Ich denke, wir gehen auf ein Gläschen in den Rand Klub, was meinst du?“, schlägt Duncan vor, während er ihr die Tür des Railey aufhält, sodass sie einsteigen kann. „Oder sollen wir erst etwas essen gehen? Oder doch lieber einen Kaffee trinken?“

„Wir haben doch heute Mittag ausgiebig gegessen“, antwortet sie, als er eingestiegen ist. „Lass uns in den Klub gehen und uns dort ein ruhiges Plätzchen suchen. Wir wollen doch eigentlich nur reden, oder?“

„Ja, Kate“, sagt Duncan auf seine ruhige Art. Aber Kate kennt ihn zu gut, um die drängende Ungeduld in seiner Stimme zu überhören. Oder ist es vielleicht auch Mutlosigkeit?

Beim Klub angekommen, nimmt er sie leicht am Ellenbogen und führt sie in eine separate Sitzecke in einer Nische, direkt an einem der Fenster. Er bestellt, der Kellner bringt ihnen ihre Getränke und auch einen Teller Salzgebäck.

„Worum geht es dieses Mal bei den Lohnstreitigkeiten, Duncan?“, fragt sie ihn.

„Um mehr Geld.“

„Ja, natürlich“, lacht sie, „das ist logisch. Aber erkläre mir die Zusammenhänge so, als wäre ich ein Mann.“

„Dann musst du aufhören, so verflixt fraulich auszusehen“, lächelt er. „Heute Abend siehst du aus wie ... eine Königin.“

„Danke. Also, was wolltest du mir über die Lohnstreitigkeiten erzählen?“

„Es geht um die weißen Minenarbeiter, die in den Stollen arbeiten. Sie fordern höhere Löhne, kürzere Arbeitszeiten und andere Vergünstigungen. Die Gewerkschaft macht die Sache schwierig.“ Er betrachtet das Glas Whiskey in seiner Hand und lässt die Eiswürfel sacht gegen den Rand stoßen.

„Dann ist es also eigentlich Peters Problem.“

„Nein, es ist unser aller Problem.“

„Ich meine, das Problem taucht in dem Bereich auf, für den Peter verantwortlich ist.“

„Ja, wenn du es so meinst, ja.“

„Könnt ihr ihnen denn mehr bezahlen?“

Er wendet ihr den Blick zu. „Eigentlich bin ich nicht mit dir hierhergekommen, um die finanzielle Lage von *Rand Consolidated* zu besprechen, weißt du?“, sagt er mit einem Lächeln.

„Das weiß ich.“

„Kate, bevor wir über etwas anderes reden: Du weißt, dass ich dich liebe. Sehr liebe.“

„Ja, das weiß ich. Und ich ... liebe dich auch, Duncan. Wirklich.“

„Und dass ich will, dass du glücklich bist, das weißt du auch?“

„Ja, Duncan.“

Er seufzt und schaut aus dem Fenster. „Aber ich mache mir Sorgen um dich.“

„Warum denn? Ich habe nicht vor, irgendetwas Gefährliches oder Unverantwortliches zu tun.“

Jetzt sieht er sie wieder direkt an. „Aber du hast vor, die Arbeiterviertel zu besuchen. Die Leute da wohnen in Bruchbuden, dort sind Verbrechen und Gewalt an der Tagesordnung und ... Kate“, bettelt er beinahe, „das darfst du nicht tun!“

„Aber ich muss, Duncan.“

„Warum denn? Warum bist du wie besessen vom Schicksal der Armen? Kannst du nicht einfach nur eine mildtätige –“

„Duncan“, erwidert sie ruhig, „genau dasselbe Gespräch habe ich schon mit Peter geführt. Ich will da nicht einfach nur Essen und Kleidung verteilen und ich will mich auch nicht darum kümmern, dass alle Arbeit haben, die Kinder in die Schule gehen und man den Müttern beibringt, wie man gesundes Essen kocht. Das ist sehr wichtig, sicher. Aber ich will herausfinden, warum die Armen arm bleiben, über Generationen hinweg. Und das ist nicht nur hier der Fall, sondern überall auf der Welt. Schau dir doch nur Amerika an oder Deutschland oder selbst England, wo die Menschen –“

„Du kannst die Welt nicht ändern“, entgegnet er.

„Aber das will ich ja auch gar nicht“, sagt sie mutlos. Er versteht nicht, worum es ihr geht, denkt sie, genauso wenig wie mein Vater oder meine Mutter oder mein Bruder. Und sie kann versuchen, es ihnen zu erklären, bis sie schwarz wird, sie werden es nie verstehen.

„Du darfst nicht allein in diese Viertel gehen“, sagt er bestimmt.

In Kate flammt Hoffnung auf. Duncan zieht also die Möglichkeit in Betracht, dass sie tatsächlich dorthin geht. „Natürlich nicht“, gibt sie zu.

„Ich wollte, wir könnten zusammen gehen, aber angesichts der drohenden Arbeiterunruhen ist das unmöglich.“

„Ich habe auch nie erwartet, dass wir zusammen dorthin gehen. Aber trotzdem vielen Dank.“ Duncan wäre der Letzte gewesen, den sie dorthin mitgenommen hätte. In Amerika hatte sie seinerzeit eine Ahnung davon bekommen, wie so ein Arbeiterviertel aussieht: Vor ihrem geistigen Auge sieht sie Duncan vorsichtig einen Schritt über eine schmutzige Pfütze machen, damit seine italienischen Schuhe nicht nass werden.

„Vielleicht kannst du deine Forschungen ja noch ein bisschen zurückstellen.“

„Nein, Duncan, ich bin jetzt an dem Punkt, wo ich damit anfangen muss, und ich habe richtig Lust dazu. Nur Daddy muss ich noch davon überzeugen.“

Er nickt. „Und du willst, dass ich dir dabei helfe?“

„Du und Peter.“

Er sieht sie mit einem unsicheren Lächeln an. „Du setzt immer deinen Kopf durch, weißt du das? Und wenn ich dir helfen würde – und ich sage bewusst: würde –, dann wäre das wider besseres Wissen.“

„Danke, Duncan! Vielen, vielen Dank!“ Sie nimmt seine Hand und drückt sie fest gegen ihre Wange.

Er streichelt ihr Gesicht. „Hmm, vielleicht ist die Sache doch der Mühe wert“, lächelt er. „Womit kann ich dir noch helfen?“

Später, als Duncan die Haustür hinter sich zugezogen hat, steht Kate noch einen Augenblick in dem geräumigen Eingangsbereich und holt tief Luft. Sie liebt Duncan, sie weiß, dass sie ihn liebt. Es ist nur ... sie will die Arbeit, die sie angefangen hat, auch zu Ende bringen. Erst danach will sie sich in das Leben eingliedern, das auf sie wartet: ein sicheres, erfülltes Leben, ein Leben an der Seite von Duncan, als seine Frau, die Gäste empfängt, ihren Mann bei seiner Arbeit unterstützt und sich um wohltätige Zwecke kümmert.

Rechts neben dem Eingangsbereich ist Johns Arbeitszimmer. Kate sieht, dass unter der Tür ein Lichtschimmer hindurchfällt. Ihr Vater sitzt immer noch über der Arbeit oder er ist in seinem Lehnstuhl eingeschlafen, so wie das schon oft geschehen ist. Leise klopft sie an und macht die Tür auf.

Das Arbeitszimmer ist viel mehr als nur ein Büro, es ist John Woodroffes Heiligtum. Es dient auch als Raucherzimmer, es ist der

Ort, wo die Männer Poker spielen oder manchmal auch Billard. Dort sitzen John und Susan abends in den tiefen Ledersesseln und hören beruhigende Musik oder lesen. In diesem Zimmer hat Kate als kleines Kind auf dem Perserteppich gespielt, ganz leise, denn Daddy musste arbeiten. Oder ihr Vater hat ihr aus einem der vielen Bücher hinter den Bleiglastüren an der Wand Märchen und Kindergedichte vorgelesen.

Als sie den Raum betritt, sitzt ihr Vater an dem großen Schreibtisch, steht aber sofort auf. „Daddy muss arbeiten“, sagt sie, „ich will nicht stören.“

Er lächelt. „Eigentlich habe ich auf dich gewartet“, bekennt er sich schuldig. „Aber ich wollte euren romantischen Augenblick nicht unterbrechen.“

Sie lacht. „Daddy sollte lieber schlafen gehen. Soweit ich weiß, steht eine schwierige Woche ins Haus.“

„Ach nein, das wird so schlimm nicht werden.“ Selbst wenn die Arbeiter ganz Johannesburg in Brand stecken sollten, würde John das immer noch vor seiner Frau und seiner Tochter verbergen wollen, denkt Kate. „Haben Duncan und du einen schönen Abend gehabt?“

„Wir haben über meine Zukunftspläne gesprochen, Daddy“, sagt sie gerade heraus.

„Und?“

„Und jetzt möchte ich so schnell wie möglich mit meinen Untersuchungen anfangen.“

Er wendet sich seinem Schreibtisch zu und öffnet das Holzkästchen mit den kubanischen Zigarren. „Möchtest du dich nicht setzen?“, fragt er mit dem Rücken zu ihr.

Bereitwillig setzt sie sich auf das Ledersofa und zieht sich ihre Stola enger um die Schultern – es mag vielleicht ein heißer Tag gewesen sein, aber abends ist es immer noch kühl.

John holt den Zigarrenschneider aus der obersten Schreibtischschublade und knipst vorsichtig die Spitze seiner Zigarre ab. Gedankenverloren klopft er mit der Rückseite seiner Zigarre gegen seinen linken Daumen. Dann geht er um den Schreibtisch herum und setzt sich – Kate gegenüber – auf die Schreibtischkante, die langen Beine vor sich ausgestreckt, einen Fuß über den anderen gelegt.

Schweigend betrachten sie sich. Er wartet. Doch das ist eine Technik, die sie von ihm übernommen hat – sie wartet auch.

Schließlich bewegt er seine Hände. Ein Streichholz flammt auf und er steckt sich seine Zigarre an. Das reiche Aroma erfüllt den ganzen Raum. So wie schon seit Jahren.

„Du bist mein kleines Töchterchen, Kate.“

„Ich bin zweiundzwanzig, Daddy.“

„Aber du siehst aus wie eine Sechzehnjährige.“

„Eine ziemlich langbeinige Sechzehnjährige!“

„Eine ziemlich schöne Sechzehnjährige, zu schön. Und du bleibst mein kleines Töchterchen.“

„Und Daddy bleibt mein Vater. Aber ich möchte immer noch meine Forschungen durchführen. Ich weiß, dass der Zeitpunkt denkbar ungünstig ist, angesichts der drohenden Streiks und den Unruhen und dem Herzog, der nicht von dem Golddings oder wie auch immer das heißt weg will, aber –“

Plötzlich muss ihr Vater lachen. „Du meinst den Goldstandard“, sagt er.

„Egal. Aber die Sache scheint sich kurzfristig nicht zu verbessern. Und je schneller ich anfrage, desto schneller bin ich fertig und kann mein neues Leben beginnen.“

Amüsiert zieht ihr Vater die Augenbrauen hoch. „Ein neues Leben?“

„Na ja, wir müssen doch sehen, was die Zukunft bereithält“, lächelt Kate ihn an.

„Duncan ist ein erstklassiger Mann, Kate“, sagt er ernst.

Sie nickt. „Ich weiß.“ Ihr Vater gehört zu den Menschen, denen sie noch nie etwas vormachen konnte.

Er steht wieder auf. „Komm doch diese Woche einmal in mein Büro, ruf einfach vorher bei Miss Gray an, ob ich Zeit habe, dich zu empfangen. Dann können wir die Sache in aller Ruhe besprechen.“

Sie schenkt ihm ein breites Lächeln. „Danke, Daddy“, antwortet sie.

„Im Augenblick gibt es noch nichts, für das du dich bedanken könntest“, ermahnt er sie ernst. „Es geht nur um eine Sache, die man nicht am Mittagstisch bespricht.“

Am Mittwochmorgen wird Kate schon sehr früh wach. Beim Frühstück lässt ihr Vater nicht erkennen, dass er sich noch an die Verabredung erinnert, die sie im Lauf des Tages haben werden. Aus der

Rand Daily Mail liest er ihrer Mutter interessante Artikel vor und erkundigt sich, was sie an diesem Tag vorhat. Susan erzählt aufgeregt von einer Frau aus ihrem Bücherklub, die heute in ihrem Haus eine Versammlung abhalten wird. „Sogar Miss Cornwell kommt – die Frau des neuen britischen Handelsattachés, kannst du dir das vorstellen?“

„Das wird dann ja ein großer Tag für dich“, erwidert er.

„Ja“, sagt sie, „du musst an mich denken.“

Zärtlich streicht er ihr übers Haar. „Das werde ich“, verspricht er.

Doch kurz bevor er geht, sagt er noch beiläufig zu Kate: „Wir sehen uns um elf Uhr.“

„Ja, Daddy.“

„Jackson kann einfach in der Tiefgarage parken. Ich werde das regeln.“

Eigentlich hat sie vor, selbst zu fahren, mit ihrem eigenen Auto. „Danke, Daddy.“

Anschließend steht Kate lange vor ihrem Kleiderschrank. Heute Morgen möchte sie nicht wie Daddys Töchterchen aussehen. Sie will formell wirken, so wie eine Frau, die weiß, wie man sich im Leben bewegt. Sorgfältig wählt sie ein Kostüm aus, steckt ihr Haar zu einem leichten Knoten hoch und setzt sich ihr Hütchen auf, genau mittig auf den Kopf – nicht windschief, so als würde sie einladend aussehen. Sie wählt die Schuhe mit dem höchsten Absatz, weil sie vermutet, dass auch Duncan und Peter bei der Besprechung anwesend sein werden – jetzt kann sie ihnen wenigstens in die Augen schauen. Nur ihrem Vater nicht, weil der noch größer ist.

Als sie gerade durch die Haustür gehen will, klingelt im Arbeitszimmer das Telefon. Sie öffnet die Zimmertür und holt wie immer tief und langsam Luft: In diesem Raum kann sie ihren Vater riechen. „Woodroffe-Residenz, Kate ist am Apparat“, meldet sie sich.

„Miss Woodroffe?“ Es ist Miss Gray. „Ihr Vater hat ab zehn Uhr eine Besprechung mit Gewerkschaftsvertretern, ich bezweifle, dass sie bis um elf Uhr beendet sein wird. Sollen wir einen neuen Termin ausmachen?“

Kate spürt, wie in ihr die Enttäuschung aufsteigt. „Nein, nein“, entgegnet sie. „Ich möchte heute kommen. Ich werde mich einfach so lange hinsetzen und warten, das macht mir nichts aus.“

„Sie werden viel Zeit mitbringen müssen.“

„Ich komme trotzdem und bringe mir ein Buch mit, damit ich etwas zu lesen habe.“

Rand Consolidated hat als Ein-Mann-Unternehmen mit einer ausgedienten Mine begonnen. Durch harte Arbeit und einen angebotenen Geschäftssinn hat John Woodroffe die Firma zu einem der solidesten Bergbaubetriebe an der Börse aufgebaut. Sogar der große Wallstreet-Crash von 1929 und die darauf folgende weltweite wirtschaftliche Katastrophe, die immer noch nicht überwunden ist, haben Woodroffe nicht zu Fall gebracht. Mit dem Bergbauingenieur Peter Woodroffe als technischem Direktor und Duncan, der die finanziellen Zügel straff in der Hand hält, kann John Woodroffe seinem Ausscheiden in Ruhe entgegensehen. Jedenfalls hätte er das vor 1929 gekonnt. Jetzt sieht die Sache ganz anders aus.

„Du kannst einfach hineinfahren, Jackson, mein Vater hat sich darum gekümmert“, sagt Kate, als sie vor dem imposanten Gebäude anhalten.

„Guten Morgen, Miss Woodroffe. In den zehnten Stock?“, fragt der alte Mister Pears förmlich. Seine rote Uniform spannt sich um seinen runden Bauch, die goldenen Knöpfe glänzen. Er bedient den Aufzug wie ein Meister.

„Guten Morgen, Miss Woodroffe. Miss Gray erwartet Sie bereits“, sagt Miss Hoover am Empfang im zehnten Stockwerk. Ihr ergrautes Haar liegt in tadellosen Wellen, keines tanzt aus der Reihe.

„Guten Morgen, Miss Woodroffe. Kann ich Ihnen ein Tässchen Tee anbieten?“, fragt Miss Gray und begleitet Kate in den privaten Empfangsraum neben John Woodroffes Büro. Der Tee wartet dort schon auf sie, in feinem Royal-Albert-Porzellan wird er ihr serviert.

Ich bin da, wo das Herz der Goldstadt schlägt, denkt Kate. Fordsburg und Vrededorp sind nur einen Katzensprung entfernt, trotzdem ist das am anderen Ende der Welt. Mein Vater und seine Leute regieren aus diesem turmartigen Gebäude und tief unter ihnen graben Menschen wie Maulwürfe ihre Stollen.

Sie trinkt ihren Tee und liest dabei ihr Buch. Als man sie fragt, ob sie noch eine Tasse Tee möchte, lehnt sie dankend ab. Ab und zu sieht sie herunter zu den Autos und Straßenbahnen, die vor dem Gebäude verkehren. Sie sieht das Dach des Rand Clubs, der ei-

nen Block entfernt beheimatet ist. Dann überlegt sie, ob sie Miss Gray bitten soll, auch Jackson eine Tasse Tee nach unten zu bringen. Doch sie entscheidet sich dagegen und liest weiter.

Endlich geht die Tür auf und Duncan kommt heraus. Ihm folgen drei Männer in Arbeitskleidung. „Kate?“, ruft er überrascht. Sie bedeutet ihm, dass alles in Ordnung ist und er die Männer ruhig zum Aufzug begleiten kann.

Plötzlich erscheint ein vierter Mann in der Tür. Er ist noch sehr jung, sicher erst Anfang zwanzig. Einen Augenblick lang bleibt er stehen und sieht sie direkt an, dann nickt er kaum merklich mit dem Kopf. Kate grüßt automatisch zurück, wobei sie sich unsicher ist, ob er sie wirklich begrüßt hat. Er zieht seinen Kopf etwas ein, während er durch die Tür geht, und folgt den anderen drei, ohne einen weiteren Blick in ihre Richtung zu werfen.

Neugierig schaut sie ihm nach. Er ist groß, einer der größten Männer, die sie je gesehen hat, und athletisch gebaut. Er hat breite Schultern und einen geraden Rücken. Sein Gang ist federnd, seine Schritte groß.

Einen kurzen Augenblick lang hat sie das Gefühl, als ginge eine große Kraft von ihm aus.

Kate, bist du verrückt geworden?, fährt sie sich selbst an. Simson ist schon lange tot, begraben unter einem Trümmerhaufen. Außerdem hatte der lange Locken – die hellen Haare dieses Mannes hier sind kurz geschnitten.

„Hast du etwa die ganze Zeit hier gewartet, Kate?“, fragt John besorgt. „Miss Gray sollte dich doch anrufen, um einen neuen Termin mit dir auszumachen.“

„Das hat sie ja auch, aber ich habe mich entschieden zu warten. Aber wenn es dir jetzt nicht passt, dann können wir uns auch für morgen oder einen anderen Tag verabreden.“

„Nein, komm herein“, erwidert ihr Vater. „Ich muss sowieso alle weiteren Termine für heute absagen. Peter, Duncan und ich müssen heute noch über den Vorschlag der Gewerkschaft beraten.“ Er verwendet nicht das Wort „Forderung“, bemerkt Kate.

„Waren alle diese vier Männer Gewerkschaftsvertreter?“

„Ja“, antwortet Duncan, der sich ihnen mittlerweile wieder angeschlossen hat, „und offensichtlich haben sie ihre Hausaufgaben gemacht.“

„Ich kann gern an einem anderen Tag wiederkommen“, schlägt Kate vor.

„Nein, wir reden erst über deine Möglichkeiten“, entscheidet ihr Vater. „Ah, hier ist Miss Gray mit Tee und belegten Broten. Kate, kannst du uns einschenken?“

„Was meinst du?“, wendet sich Duncan an Peter. Kate bemerkt den sorgenvollen Klang seiner Stimme.

„Ich glaube, dass dieser Neethling unser größtes Problem ist“, entgegnet ihr Bruder.

„Ja“, stimmt Duncan ihm zu, „der ist wirklich nicht dumm und sehr ... anspruchsvoll. Könnten wir den nicht auf irgendeine Weise ausschalten und nur mit den anderen drei verhandeln?“

„Nein, das können wir nicht“, mischt sich John in das Gespräch. „Danke, Kate, nur ein Brot. Er vertritt die Afrikaans sprechenden Arbeiter und die machen mehr als Dreiviertel unserer Belegschaft aus.“

„Und die sind auch die militantesten von allen“, fügt Peter hinzu.

„Die Streiks von 1913 und 1922 haben gezeigt, dass militante weiße Arbeiter und weiße Arbeitslose eine gefährliche Mischung sind“, erklärt Duncan. „Die Mine ist ein politisches Pulverfass. Angesichts der Rezession, in der wir stecken, können wir nicht auch noch einen Streik gebrauchen.“

„Ich habe Neethling nie als aggressiv erlebt“, wiegelt John ab.

„Aber er kämpft für alles, was seiner Meinung nach richtig ist“, entgegnet Peter. „Zwei Zuckerwürfel, danke, Kate. Und drei Brote für mich, ich habe Hunger.“

„Ich frage mich, ob er nicht doch Englisch versteht“, überlegt Duncan laut. „Diese Geschichte, dass er nur mit Peter reden kann und Peter alles noch einmal übersetzen muss – das kommt mir komisch vor. Er arbeitet doch schon etliche Jahre in der Mine, oder?“

„Ich glaube, er versteht es wirklich nicht“, antwortet Peter, „jedenfalls nicht so gut, dass er offizielle Verhandlungen führen könnte. Viele von den armen Weißen hier können nur ganz wenig Englisch.“

„Aber sie lernen schnell, vor allem die technischen Begriffe. Danke, Kate“, sagt Duncan.

„Seine Arbeitsergebnisse sind herausragend“, erläutert ihr Vater. „Als ich gehört habe, dass er zur Delegation dazustoßen wird, habe ich sie mir einmal angesehen.“

„Ja“, entgegnet Peter, „ich habe auch nur Gutes über ihn gehört – bis jetzt jedenfalls. Es ist jammerschade, dass er sich nun in die Politik hineinziehen lässt.“

Dann wendet sich John wieder Kate zu. „Du bist nicht hierhergekommen, um dir unsere Probleme anzuhören. Wir haben uns jetzt um unsere trockenen Kehlen gekümmert, nun kannst du uns in Ruhe erzählen, welche Pläne du hast.“

Ohne zu zögern holt Kate ihren Forschungsauftritt aus der Tasche. Sie weiß genau, was auf diesem Blatt steht, kennt jedes Wort, aber sie denkt, dass es professioneller aussieht, wenn alles schwarz auf weiß aufgeschrieben ist. Nun ja, nicht alles – einiges hebt sie sich für einen geeigneteren Augenblick auf.

„Seit mindestens dreißig Jahren wird über die Armut unter Weißen geforscht“, beginnt sie, „aber nur einige wenige Untersuchungen haben überhaupt Feldforschungen unter den Armen angestellt. Ihr wisst bereits, dass es mir darum geht, die Menschen persönlich kennenzulernen, um herauszufinden, warum es ihnen nicht gelingt, aus ihrer Kultur der Armut auszubrechen. Um das zu tun, muss ich in ihre Häuser gehen und versuchen, ihr Vertrauen zu gewinnen. Letztendlich möchte ich in ihre Köpfe schauen, möchte wissen, wie sie die Welt sehen und wie sie denken und was sie von der Zukunft erwarten. Erst dann kann ich vielleicht lernen, sie zu verstehen.“

Sie schaut auf. Niemand nickt, alle sehen sie nur schweigend an. Scheinbar ist die Sache schwieriger, als sie gehofft hatte.

„Wir hören dir zu“, ermutigt John sie. Aber Kate weiß auch, dass das nicht mehr bedeutet als: Er hört zu. Doch er hat noch keine Entscheidung getroffen.

„Ganz praktisch heißt das, dass ich bei ein paar Familien einige Zeit verbringen muss, um, soweit das möglich ist, eine Vertrauensbeziehung zu ihnen aufzubauen. Sagen wir einmal, drei Familien, vielleicht auch mehr, in unterschiedlichen Lebensumständen und mit unterschiedlichen Problemen.“

„Fahr fort.“

Es hilft nicht, die drei Männer anzusehen – sie hat einen Schleier vor den Augen. Die armen Gewerkschafter. „Geht ihr mit den Gewerkschaftern genauso um wie mit mir?“

Duncan runzelt die Stirn. „Kate, wovon sprichst du?“

„Ihr seht mich an, als käme ich von einem anderen Stern.“

John lächelt beruhigend. „Schade, wir hören dir wirklich zu.“

„Ich habe gedacht, ich fange am besten hier in Johannesburg an, bei den Familien der Bergleute und Fabrikarbeiter. Und vor allem bei den Arbeitslosen. Im Augenblick gibt es hundertundachtzigtausend Weiße, die als arbeitslos gemeldet sind, die meisten von ihnen sind Afrikaner.“

Peter lächelt ein wenig. „Du hörst dich ein bisschen so an wie die Leute von der Gewerkschaft“, sagt er.

„Du sagst, dass du in Johannesburg anfangen möchtest?“, will Duncan mit ernstem Gesicht wissen. „Was meinst du mit ‚anfangen‘?“

Jetzt wird es schwieriger und sie muss ihre Worte vorsichtiger wählen. „Ich werde möglicherweise meine Forschungen erweitern müssen, sagen wir auf den ländlichen Raum. Das passiert aber nur, wenn ich hier nicht genügend Erkenntnisse sammeln kann.“ Scheinbar ist Duncan mit der Antwort nicht zufrieden.

„Wenn du sagst, dass du bei den Familien eine Zeit verbringen willst, meinst du doch wohl nicht, dass du bei ihnen einziehen möchtest?“, will John wissen.

„Nein, Daddy. Ich bleibe zu Hause wohnen, ich besuche sie nur tagsüber.“

„Und wenn sie tagsüber arbeiten?“

Arme Gewerkschafter! „Dann ... rede ich eben mit denen, die gerade nicht arbeiten. Oder die Schichtdienst haben.“ Sie lächelt ein wenig unsicher. „Ich weiß es nicht genau, Daddy. Wie ich das alles regele, das muss ich noch sehen. Ich ... bin noch nie in einem von diesen Vierteln gewesen.“

„Das weiß ich, Kate. Deshalb denke ich ja auch, dass du nicht weißt, worauf du dich da einlässt.“

Sie nickt langsam.

„Und wenn deine Pläne nicht funktionieren?“, fragt Peter. „Wenn es nicht klappt, was ist dann?“

„Dann ... muss ich eben meine Forschungsfrage ändern – vielleicht den Bericht der Carnegie-Kommission zusammenfassen und analysieren. Aber ich bin fest davon überzeugt, dass es klappen wird. Ich werde mich schon zurechtfinden, das sollt ihr mal sehen.“

„Natürlich wollen wir dich nicht von deinen Plänen abbringen“,

sagt John. „Wir wollen nur wissen, ob du auch andere Möglichkeiten in Betracht ziehst.“

„Wie viel Zeit willst du dir denn für deine Forschungsaufgabe oder die Entscheidung, ob sie sich überhaupt durchführen lässt, nehmen?“ , fragt Peter.

„Das weiß ich noch nicht.“ Sie muss damit aufhören, „das weiß ich noch nicht“ zu sagen, das klingt unsicher, wie bei einem kleinen Mädchen. „Vermutlich so drei, vier Wochen, länger nicht.“

„Aber in diese Viertel kannst du nicht ganz allein gehen“, sagt Duncan.

„Ich habe gedacht ... Kann ich vielleicht Jackson mitnehmen?“

„Jackson ist schon zu alt“, erwidert John. „Und deine Mutter braucht ihn jeden Tag, um von hier nach da zu kommen.“

Jetzt fühlt sie sich von ihnen in eine Ecke gedrängt. „Ich kann mal schauen, ob einer der Studenten aus den unteren Semestern mitkommen würde“, schlägt sie unsicher vor, obwohl sie schon im Voraus weiß, dass das keine Lösung ist.

„Du brauchst jemanden, der sich in diesen Vierteln auskennt, der vor allem mit den Gefahren dort vertraut ist“, sagt Duncan.

„Und einen, der auch auf dich aufpasst“, ergänzt Peter.

John nickt. „Hmm. Jemanden wie ... Neethling?“

„An den habe ich auch gedacht“, erwidert Duncan.

„Das sollten wir uns gut überlegen“, entgegnet John. „Ich würde Neethling nicht gern aus den Verhandlungen heraushalten, er vertritt einen wichtigen Teil der Arbeiterschaft.“

„Und er ist schlauer als die anderen“, erklärt Peter. „Ein Mensch, mit dem man im Laufe der Zeit besser zusammenarbeiten kann als mit den anderen Dummköpfen.“

„Ihm fehlt allerdings der Blick fürs Wesentliche“, sagt John. „Er ist noch sehr jung.“

„Aber die Leute vertrauen ihm, deshalb ist er dabei“, erwidert Peter.

„Er würde gut auf Kate aufpassen“, meint Duncan.

Hallo, ich bin auch noch hier!, möchte Kate am liebsten sagen. Doch sie schweigt weiter. Es scheint so, als würden sie sich in Richtung einer Lösung bewegen.

„Er kann ja Teil der Verhandlungsführer bleiben, selbst wenn er zwei Wochen lang mit Kate unterwegs ist“, wirft Peter ein.

Vier Wochen oder länger, denkt Kate. Aber sie verhält sich mucksmäuschenstill.

„Und damit isolieren wir ihn wenigstens tagsüber von den unruhigen Elementen in der Arbeiterschaft“, fügt John hinzu. „Vor allem die Kommunisten betreiben heutzutage unter den Afrikaansprechenden Arbeitern viel Propaganda.“

„Kate kann ja zwischendurch ein paar informelle Gespräche mit ihm führen – dann versteht er unsere Situation besser“, schlägt Duncan vor.

„Dann müssen wir sie aber erst ein bisschen darüber informieren, oder etwa nicht, Schwesterherz?“, erwidert ihr Bruder.

„Peter, soll ich mal schauen, ob man das so regeln kann?“, fragt John.

„Ja, Daddy.“ Als alle drei gleichzeitig aufstehen, ist das Gespräch beendet.

„Gegen euch drei haben die Gewerkschafter keine Chance“, sagt Kate kurz bevor sie den Raum verlässt.

Erst auf dem Heimweg übermannt Kate die Aufregung und Freude über das, was heute geschehen ist. Ihre Studie ist ihr wirklich sehr wichtig – sehr viel wichtiger, als ihre Familie ahnt. Und die ganze Zeit hat sie befürchtet, sie könne kurz vor der letzten Runde stecken bleiben oder sie müsse sie anders zu Ende führen als geplant.

Als der stattliche schwarze Packard vor dem Haus in der Parktown Ridge anhält und Jackson aussteigt, um das schwere, schmiedeeiserne Tor zu öffnen, betrachtet Kate anerkennend das Haus, in dem sie aufgewachsen ist. Die Auffahrt zum Haus ist mit Marmorbruchstücken aus dem Steinbruch bei Marble Hall geschottert. Als sie noch klein war, konnte sie sich an kleinen Steinchen, die in allen Farben schillerten, nicht sattsehen. Das zweistöckige massiv gebaute Haus sieht einladend aus mit seinen Balkonen vor den oberen Zimmern und seinen Bleiglasfenstern, die nun weit geöffnet sind. Grüne Ranken ziehen sich fast bis an das geschieferte Dach hinauf. Beinahe sieht es aus wie das Schloss von Dornröschen auf einem dieser Bildchen, denkt sie heute noch.

Ihr Vater sorgt gut für sie alle – ihr Vater, der mittellos in diesem fremden Land angefangen und dieses Stück Paradies für sie geschaffen hat.

So einen Mann will ich eines Tages auch haben, denkt sie, so jemanden wie meinen Vater.

Erst als sie nach dem Schwimmen aus dem Becken steigt und auf dem Rücken in der Sonne liegt, um sich aufzuwärmen, denkt sie wieder über den jungen Minenarbeiter nach, der auf sie aufpassen soll. Neethling, hat ihr Vater gesagt. Nicht dumm, hat Duncan gesagt, nur sehr – welches Wort hat er noch mal benutzt? – anspruchsvoll. Ihm fehlt der Blick fürs Wesentliche. Ein guter Arbeiter, hat Peter hinzugefügt – oder war das ihr Vater gewesen? Eigentlich spielt es keine Rolle.

Aber jetzt ist er in Schwierigkeiten gekommen, weil er sich in die Politik hat reinziehen lassen.

Er ist Afrikaner, denkt sie, während ihr die Nachmittagssonne auf die Haut brennt. Bestimmt kommt er aus einer armen, weißen Familie.

Er ist auch sehr groß, hat sehr breite Schultern.

Sie gähnt und dreht sich auf den Bauch. Den Kopf stützt sie auf ihre Arme, während die Sonne ihren Rücken und ihre Beine bräunt.

Seine Augen sind stahlblau. Und er muss den Kopf einziehen, wenn er durch eine Tür geht.